

---

# Auf Augenhöhe – in Sichtweite?

Ein Wiener Blick auf das Verhältnis Schweiz–Österreich  
im neuen Europa

Außenministerin Ursula Plassnik

---

*„Völker und Staaten sollten voneinander lernen, ohne  
einander zu verteufeln, aber auch ohne sich selbst  
abzuwerten und den Nachbarn zu idealisieren.“*

*Norbert Leser*

---

## Vorbemerkung zu Zwischenstecker und Sympathie

---

Wer von Österreich in die Schweiz kommt, rechnet nicht mit einem Kulturschock. Wie denn auch? Die Gemeinsamkeiten der beiden europäischen »Herzländer« stehen ins Auge – geographisch wie politisch: von Alpenpanorama und Bergseen bis zu Föderalismus und Neutralität. Wintersport, Fremdenverkehr, Sicherheit, humanitäre Tradition, UNO-Sitzstaat...

Der Kulturschock kommt dennoch, spätestens beim frühmorgendlichen Versuch, aus einer Schweizer Steckdose Strom für den Haarfön zu beziehen: Nur Elektrogeräte mit dreifüßigem Stecker gelangen nämlich an den Schweizerstrom. Gesucht wird also ein »Adapter«, ein Zwischenstecker. Man gewöhnt sich schnell an dieses sonst am gesamten Kontinent kaum mehr erforderliche Spezialutensil. Wie man sich auch wieder an Grenzkontrollen, eine separate Währung und längst vergessene Zollformalitäten gewöhnt. Allerdings: Als Alltagsnutzer von Binnenmarkt und Schengenfreiheit möchte man die selbstverständlich gewordenen Vorteile nicht mehr missen. Erst der zeitweise Verzicht darauf rückt sie dem österreichischen EU-Bürger wieder ins Bewußtsein.

Die Schweiz führt in Österreich unbestritten die Hitliste der nachbarlichen Ländersympathien an: 93% der befragten Österreicher finden die Schweiz sympathisch. Allerdings glauben nur 5%, die größtmögliche innere Verwandtschaft mit dem Nachbarn Schweiz zu haben. (Wobei die Vorarlberger allein zweifellos ein deutlich anderes Ergebnis zustande brächten...)

---

## Sympathisch, aber wesensfremd?

---

Wie also sehen Österreicher den Nachbarn Schweiz? Sympathisch ist aus österreichischer Sicht zunächst, wer Erfolg hat. Und die Schweiz ist zweifellos ein erfolgreiches Land: wohlhabend und sicher, wirtschaftlich stark, neutral und humanitär, föderal und international, direktdemokratisch, ökologisch und sparsam. Dazu noch originell (Seglertraum »Alinghi«, Swatch, Schweizer Messer), stammesbewußt (»Asterix bei den Helvetern«), patriotisch (Schweizer Flagge vor jedem Haus) und vielsprachig. Die Schweiz – eine globale Qualitätsmarke, eine raffinierte Komposition aus feinsten Schokolade, grünsten Matten, schmackhaftestem Käse, sicherstem Bankgeheimnis, wehrhaftester Armee und schönstem Berg (das Matterhorn, natürlich).

Wäre es nicht naheliegend, bei soviel anerkennender Sympathie ein höheres Gefühl von Identifizierung zu verspüren? Oder kommt hier vielleicht doch auf subtile Weise das tiefsitzende Bewußtsein zum Ausdruck, daß die Schweiz und Österreich eigentlich »wie zwei Brüder Rücken an Rücken sitzen«?

Geprägt von nicht einmal ansatzweise vergleichbaren historischen Erfahrungen und kulturellen Gegebenheiten.

Zwei, die einander ähnlich sehen, aber nur auf den ersten Blick.

Zwei, die einander mögen, aber einander nicht so ohne weiteres verstehen.

Zwei, die mehr Neugierde aufeinander und Lust aneinander haben sollten.

Zwei, die jeweils voneinander noch viel lernen und interessante nachbarliche Synergien bewußt entwickeln könnten.

Zwei auch, die im Europa von morgen viel beizutragen hätten, jeder auf seine Weise.

---

## »Gelobtes Land« versus »Morgarten« und »Sempach«

---

Bei Schweizern und Österreichern frappiert zunächst die unterschiedliche Wahrnehmung der gemeinsamen Geschichte: Für Österreicher beginnt sie im allgemeinen 1945, mit konkreten Erinnerungen. Nach dem Zweiten Weltkrieg war die Schweiz für die kriegserschütterten Nachbarn im Osten eine Art »gelobtes Land«. Die Jugend fuhr vom armen Vorarlberg mit dem Fahrrad in den »goldenen Westen«. Vor dem Hintergrund von Not und Zerstörung im eigenen Land war die Schweiz ein Stück bestaunenswertes, intaktes, anfaßbares Paradies. Wer als Kind das Glück hatte, mit dem Roten Kreuz zum Aufpäppeln in die Schweiz geschickt zu werden, sah und schmeckte vielfach zum ersten Mal Orangen, Bananen, Schokolade.

Aus Schweizer Sicht hingegen beginnt die Geschichte in der Regel im 14. Jahrhundert, mit *Morgarten* (1315) und *Sempach* (1386). Kaum ein Österreicher, wohl aber jedes Schweizer Schulkind weiß: zwei Schlachten, zwei Siege der Schweizer, zwei Niederlagen der Österreicher. Natürlich waren es damals die Habsburger. Aber Schweizer Geschichtsbücher und Schweizer Folklore halten auch heute noch an den historischen Siegen gegen »Österreich« fest.

Mit österreichischer Identität haben die frühen Niederlagen gegen die Schweiz nichts zu tun. Die Schweizer Identität hingegen scheint mit den historischen Siegen gegen Österreich doch irgendwie verknüpft zu sein. Der lerneifrige östliche Nachbar und Zeitgenosse notiert also: lang zurückreichendes Geschichtsbewußtsein, Bedeutung militärischer Siege, Abwehr äußerer Feinde.

Viel später beginnt die tiefenschärfende Einordnung: die Schweiz als Willensnation, in der Armee und Militärtradition auch als Klammer wirken. Ein Staatswesen, das ein bestimmendes Ingrediens seiner Identität aus der erfolgreichen Abgrenzung von den Nachbarn und deren jeweiliger Politik bezieht. Lieber Rückzug ins Eigene als in fremde Händel hineingezogen werden. Ein Land, das über Jahrhunderte den Export von militärischem Know-how in Form von Söldnern betrieben hat. Freie Bürger, die ihr Schicksal in die Hand nehmen und im Laboratorium der Geschichte ein eigenwilliges, exakt auf ihre Bedürfnisse zugeschnittenes Modell verwirklichen.

---

## Das 20. Jahrhundert: Kontinuität und Brüche

---

Kontinuität ist wohl – jedenfalls im Vergleich zu Österreich – das herausragendste Merkmal der Schweiz im 20. Jahrhundert. Seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts gab es keine Gebietsveränderung mehr. Mit dem Wiener Kongreß fand die Schweiz ihre definitive äußere Form und bekam ihre Neutralität international garantiert. Im 20. Jahrhundert war nie Krieg auf eigenem Boden, der fundamentale politische Grundkonsens blieb unverändert. Natürlich gab es Weiterentwicklungen – 1971 das allgemeine Frauenstimmrecht, 1979 ein neuer Kanton, 2002 endlich der UNO-Beitritt –, aber keine gewaltsamen Brüche.

Die moderne Schweiz: eine wehrhafte Demokratie, ein früher internationaler Standort (Internationales Komitee vom Roten Kreuz, Internationales Eisenbahnamt, Weltpostverein, Völkerbund, Internationale Arbeitsorganisation, Internationales Olympisches Komitee, UNO-Sitz Genf). Wirtschaftlich der Ausbruch aus Enge und Fragmentiertheit des Heimmarktes durch beispielhafte Globalisierung bei Industrieprodukten und Dienstleistungen. Eine beeindruckende Erfolgsgeschichte: Weltfirmen, globale Marken, Exportrekorde, die Finanzplätze Zürich, Genf und Basel.

Die Kehrseite der Medaille: anhaltende Wachstumsschwäche, seit den Neunzigerjahren kein Wachstum mehr. Stagnation auf hohem Niveau. Reich geworden durch lange Arbeitszeiten, aber keine Produktivitätssteigerung im wettbewerbsgeschützten, kartelldurchzogenen Schweizer Heimmarkt. Eine Hochpreinsel mit einer »dualen« Wirtschaft: erfolgreich auf den Weltmärkten, aber daheim noch immer kein Binnenmarkt. Die höchstsubventionierte Landwirtschaft der Welt (laut OECD 74% Gesamtstützung, das ist mehr als die »Ranglistennächsten« Norwegen bzw. Island und immerhin noch doppelt so hoch wie die EU). Der ökonomische Vorsprung schwindet. Der Europäische Wirtschaftsraum wird 1992 vom Volk abgelehnt. Seitdem der langwierige Weg bilateraler Verhandlungen mit einer dynamischen, sich erweiternden und stetig an Integrationsdichte gewinnenden Europäischen Union.

Die Schweizer werden spürbar erfaßt von einer tiefgehenden allgemeinen Verunsicherung. Zweifel an der Durchhaltbarkeit des Sonderweges steigen auf. Die Dynamik der anderen – siehe neue EU-Mitglieder – wird unübersehbar. Eigene Erfolgsrezepte werden hinterfragt. Die Gesellschaft altert und tut sich schwer mit Neuorientierungen. Das fein ausgeklügelte System von politischen Verfahren, Mechanismen und Institutionen vermittelt immer weniger Sicherheit und immer mehr Widersprüche und Inkohärenzen. Die Anpassung an die Welt von heute verläuft in schmerzhaften Schüben. Zum Beispiel in der Armee:

Seitdem der »äußere Feind« nicht mehr Warschauer Pakt heißt, steckt die von 800.000 (vor zehn Jahren) auf 220.000 Mann reduzierte Schweizer Milizarmee

militärisch und gesellschaftlich in einem tiefgreifenden Wandel. Durch ein restriktives Neutralitätsverständnis von der Entsendung größerer Einheiten zu internationalen Friedenseinsätzen weitgehend ausgeschlossen (Ausnahme: SWISSCOY im Kosovo, in enger Zusammenarbeit mit Österreich) und in Ermangelung einer Bundespolizei, übernimmt die Armee zunehmend Aufgaben der inneren Sicherheit. Das Unbehagen über die zukünftige Rolle der Armee ist nicht zu übersehen.

Wahrscheinlich am schmerzhaftesten erschüttert wurde das bis dahin recht intakte Sicherheitsbewußtsein der Schweizer durch die 4 Katastrophen im Herbst 2001:

- Am 27. September 2001 sterben 14 Parlamentarier und Mitglieder der Kantonsregierung durch einen Amokläufer im Regierungsgebäude von Zug.
- Eine Woche danach, am 2. Oktober 2001, folgt das weithin für unvorstellbar gehaltene »grounding« der *Swissair*. 3827 Angestellte erhalten am 11. Dezember den »blauen Brief«. In den folgenden Monaten kommt es zu fast 6000 weiteren Entlassungen.
- Am 23. Oktober 2001 dann die verheerende Brandkatastrophe im *Gotthardtunnel*, 11 Tote sind zu beklagen.
- 2 Monate später, am 24. November 2001, stürzt in *Bassersdorf* eine *Crossair*-Maschine unmittelbar vor der Landung in Zürich ab. 24 Menschen finden den Tod.

Und einige Monate danach führen eklatante Sicherheitsmängel in der zivilen Luftraumüberwachung zum Flugzeugabsturz bei Überlingen. 71 Personen sterben, darunter 45 russische Kinder auf dem Weg in die Ferien.

Im bitteren Herbst 2001, im internationalen Aufmerksamkeitsschatten des 11. September 2001, bekam die Schweiz auf ihrem Grund und Boden vor Augen geführt, was ihr bis dahin unvorstellbar gewesen war: Die Verwundbarkeit des unverwundbar Geglaubten. Die Gewißheit, daß es keine heilen Inseln gibt in einer unheilen Welt. Vielleicht erklärt sich aus den Nachwirkungen dieser Erlebnisse das Mißtrauen mancher gegenüber sicherheitserhöhenden Kooperationen wie der Schengen-Assoziation. Offenbar vermittelt die Fiktion eines exklusiven autonomen Grenzschutzes mehr Sicherheitsgefühl als das Bündeln gemeinsamer Kräfte gegen Kriminalität und Asylmißbrauch.

---

### Die Aufholjagd der Österreicher

---

Im Gegensatz zur Schweizer Kontinuität erlebte Österreich das 20. Jahrhundert als Jahrhundert der Brüche, gezeichnet von Verlusten und dem mühsamen Prozeß einer Identitäts-Neugewinnung: Zwei Weltkriege, Zerstörung, Leid, Not, Zerschlagung der wirtschaftlichen und politischen Strukturen. Monarchie, Erste Republik, Bürgerkrieg, Ständestaat, Naziterror, Totalitarismus, Zweite Republik. Neutralität »nach dem Muster der Schweiz«, auf dem noch schwankenden Boden der europäischen Nachkriegsordnung. 1945 Befreiung und Wiederbeginn, zehn Jahre Besatzungszeit, 1955 Staatsvertrag und UNO-Beitritt. Die lange Phase des Kalten Krieges, UNO-Amtssitz, Helsinki-Prozeß. Österreich als die »Sackgasse des Westens«, 1200 km Eiserner Vorhang, dahinter Kommunismus.

Und dann – der doppelte Turboschub des Jahres 1989: das Beitritts-gesuch zur Europäischen Union und der Fall des Eisernen Vorhangs. Integration in die Europäische Union, Mitwirkung an der Wiedervereinigung des Kontinents, Verankerung im

europäischen Binnenmarkt, Eroberung neuer Märkte in Osteuropa. Das Gefühl tiefwurzelnder Freude am »Erweiterungstag« der Europäischen Union, dem 1. Mai 2004, an dem aus Nachbarn Partner und Teilhaber einer neuen Gemeinsamkeit wurden.

Gleichsam im Windschatten der nachbarschaftlichen Wahrnehmung hat sich Österreich wirtschaftlich an den potenten Nachbarn im Westen herangepircht. Als »Profiteur« von EU-Mitgliedschaft und Erweiterung hat es seine Chance genützt. Der gelegentlich belächelte jüngere Bruder ist zum ernstzunehmenden Konkurrenten geworden, und das noch dazu bei eidgenössischen Kernkompetenzen. Statt Österreicherwitzen ist neuerdings fast schon respektvoll die Rede vom »Duell der Alpenrepubliken« (»Der Bund«, 3. 4. 2004) – und damit ist ausnahmsweise nicht der Sport gemeint.

Kurzum: Österreich ist dem »Paradies« auf Sichtweite nahe gerückt. Und merkwürdigerweise haben es die Österreicher vielfach noch gar nicht bemerkt.

### **Beispiel BIP**

Betrug im Staatsvertragsjahr 1955 das österreichische Pro-Kopf-Einkommen in US-\$ weniger als die Hälfte des schweizerischen (5000 \$ zu 11.000 \$), zeigt sich 40 Jahre später (im Jahr des österreichischen EU-Beitritts) eine sehr beachtliche österreichische Aufholdynamik: 21.000 \$ für Österreich, 25.000 für die Schweiz. Nach den letzten verfügbaren OECD-Zahlen (2003, also 8 Jahre nach dem österreichischen EU-Beitritt) liegt der Vorsprung der Schweiz inzwischen bei weniger als 1000 \$: (30.400 zu 29.500 \$). Und Schweizer Ökonomen gehen davon aus, daß Österreich die Schweiz in drei bis fünf Jahren überholt haben wird.

### **Beispiel Tourismus**

Österreich und die Schweiz liefern sich gerade im Tourismus einen harten Verdrängungswettbewerb. Sie bieten denselben Kunden ein vergleichbares Produkt an, acht der zehn stärksten Gästeherkunftsländer sind identisch. Österreich verbuchte 2002 doppelt so viele Ankünfte und zweieinhalbmals so viele Hotellogiernächte wie die Schweiz, die Verweildauer der Gäste war durchschnittlich eineinhalbmals so lang, der Umsatz 50% höher (9 Mrd. Euro zu 6 Mrd.), Preise und Freundlichkeit des Empfanges sprechen klar zugunsten des östlichen Nachbarn. Bedauerndes Fazit aus Berner Sicht: »Den Schweizer Hoteliers geht es wie den Schweizer Skifahrern: Sie wurden von den Österreichern abgehängt« (Hansueli Schöchli; »Der Bund«, 3. 4. 2004).

### **Beispiel Landwirtschaft**

Das österreichische Käsewunder verblüfft die Schweiz: Nach der radikalen Umstrukturierung der Milchwirtschaft seit dem EU-Beitritt ist der Inlandsverbrauch um 33% gestiegen (und liegt damit nur noch 1 Kilo unter dem Schweizer Niveau von 19 Kilo/Jahr). Der Export hat sich seit dem EU-Beitritt verdreifacht. Aber auch die Qualität stimmt: Aus »blassen Imitationen schweizerischer Produkte« (»Der Bund«, 9. 3. 2004) ist eine eigenständige und vielfältige Käsekultur geworden, die respektlos sogar den Schweizer Markt ins Visier nimmt. Die Käser aus dem Bregenzerwald etwa haben das einstige Billigprodukt Emmentaler längst ausgetauscht gegen mehr als 30 silofreie Sorten und sind zudem auf den internationalen Märkten fast um die Hälfte billiger als die Schweiz. »Die Österreicher sind einfach innovativer« sagt

Roland Sahli, Geschäftsführer der Käseorganisation Schweiz (»Der Bund«, s. o.). Die Lehre aus der Käsegeschichte: »Auch Kleine haben ihre Chancen. Sie müssen sie nur nützen.«

Im übrigen ist der Käse kein isoliertes Phänomen: Die österreichische Landwirtschaft exportiert insgesamt für 2 Mrd. Euro mehr als die schweizerische Konkurrenz.

---

### **Die Schweiz und die europäische Zukunft – Ermunterung zum Vergleich**

---

»Der Vergleich macht Sie sicher«: Während in Österreich dieser alte Werbespruch als Ausdruck positiv-sportlicher Gesinnung verstanden wird, und fast täglich neue *benchmarks* und *rankings* aller Arten heftig und durchaus kontroversiell diskutiert werden, unterzieht sich die Schweiz dem Vergleich mit der »Außenwelt« allem Anschein nach zunehmend ungerne. Täuscht der Eindruck oder beharren Schweizer gelegentlich reflexhaft auf ihren nicht weiter hinterfragbaren Besonderheiten? Sind Mythen hier besonders hartnäckig und fest verwurzelt? Sinkt möglicherweise das Vertrauen in die eigene Lösungskapazität? Erlahmen politische Phantasie und Veränderungslust?

Das Schweizer Selbstbild jedenfalls ist ins Wanken geraten. Zum Bundesfeiertag am 1. August 2004 konstatiert beispielsweise der Leitartikler der hochangesehenen Neuen Zürcher Zeitung durchaus selbstkritisch: »Wir erwachen verkatert aus dem Schlaf der Selbstgerechten und stellen fest, daß kein EU-Land seine Eigenart aufgeben mußte.«

Während sich das österreichische Selbstbewußtsein festigt – durchaus auch angesichts der neuen verschärften Wettbewerbssituation in Europa –, wächst die Verunsicherung der Schweizer über ihren Platz in der Zukunft. »Die Schweiz steht still. Eine Bewegung in irgendeine Richtung ist nicht erkennbar«, so der Präsident des Schweizerischen Arbeitgeberverbandes. Während in Österreich ins Positive wie ins Negative dramatisch überzogene EU-Erwartungen sich nunmehr auf einen nüchterneren Realismus einpendeln, bleibt Brüssel für die Mehrheit der Schweizer »der Gessler, gegen den sich jeder als Tell fühlt« (Peter von Matt, »SonntagsBlick«, 21. 3. 2004). Während Österreich versucht, mit Schwung europäische Nischen zu orten und sich zu behaupten, befindet sich die Schweiz in einem schwierigen Prozeß der Selbstfindung.

Dabei springen dem nachbarlichen Betrachter gerade in der Schweizer Meisterdisziplin, nämlich dem praktischen Umgang mit Vielfalt, verblüffende Analogien mit dem neuen Europa ins Auge:

Die Anzahl der Teile (26 Kantone und Halbkantone, 25 Mitgliedstaaten), die Vielfalt der Zentren und Zonen (Städte, Wirtschaftszonen, geographische Regionen, Peripherien) und multiple Identitäten (Herkunft, Sprache, Kultur, Religion, Geschlecht) prägen den heiklen Prozeß eines permanenten politischen Interessenausgleiches zwischen Groß und Klein, zwischen Stadt und Land, zwischen Sprachen und Kulturen, zwischen wirtschaftlich Starken und Unterstützungsbedürftigen, zwischen Solidarität und Leistungsdenken, zwischen alteingesessener Bevölkerung und Zuwanderern.

Schon lange vor der Verankerung der »doppelten Mehrheit« in der Europäischen Verfassung im Frühjahr 2004 praktizierte die Schweiz dieses Prinzip bei wichtigen Entscheidungen. Föderale Grundstrukturen, Subsidiarität, Harmonisierung statt Ver-

einheitlichung, gegenseitige Anerkennung, Schutzklauseln, Finanzausgleich, präzise Kompetenzaufteilungen und der behutsame Umgang mit kultureller Vielfalt sind gleichermaßen altvertraute Bausteine schweizerischer Staatskultur wie Komponenten des neuen Europa.

Durchaus im europäischen Trend liegt auch die gleichsam angeborne Schweizer Skepsis gegenüber einer zentralen Macht: Die Schweizer Bundesverwaltung ist in den Augen der Eidgenossen am besten schwach, dünn bemannt, bescheiden bezahlt und effizient kontrolliert. Gerade nur das Nötigste ist auf Bundesebene zu regeln. Konstitutive Bestandteile sind und bleiben die Kantone, das Lokale, die Gemeinden. Sie haben die Steuerhoheit, zwischen ihnen ist Standortwettbewerb zulässig, ja durchaus gewünscht. Kultur und Bildung, Universitäten und Polizei sind grundsätzlich nicht Bundesaufgabe.

Auch beim Thema Integration spiegelt die Schweiz seit geraumer Zeit die breitere europäische Entwicklung: Die ausländische Wohnbevölkerung ist mittlerweile auf 20% gestiegen (von knapp 6% im Jahre 1950), davon ist etwa die Hälfte europäischer Herkunft. Aus dem einstigen Auswandererland ist längst ein Einwanderungsland geworden. Wurden 1962 2850 Einbürgerungen vorgenommen, so waren es 40 Jahre später 35.754. Die frühen europäischen Gastarbeiter aus Italien und Portugal sind inzwischen weitgehend integriert, fast 400.000 Menschen aus dem ehemaligen Jugoslawien leben und arbeiten derzeit in der Schweiz.

Heute entsteht aber auch gelegentlich der Eindruck, die Schweiz würde gern den Mantel enger um sich ziehen. Zuwanderung überfordert leicht, Vielsprachigkeit ist bereichernd, aber auch kostspielig. Der Ausgleich wird schwieriger in alternden Gesellschaften, besonders wenn der Wohlstandskuchen nicht unaufhörlich wächst. Aber das sind ohnehin Themen, mit denen alle europäischen Gesellschaften im Interesse ihrer eigenen Zukunft umzugehen haben.

Eine der Stärken der Europäischen Union liegt darin, gleichsam experimentell auszuloten, wie weit bei der praktischen Hinterfragung althergebrachter Gewohnheiten gegangen werden kann. Die gemeinsame kontinuierliche und behutsame Infragestellung nationaler Unabdingbarkeiten schafft Raum für Neues. Zugegeben – nicht immer reibungslos, nicht immer zügig, nicht immer rückschlagsfrei. Aber das Wissen und die tägliche hautnahe Erfahrung, daß sich auch die EU-Nachbarn synchron und unter denselben Regeln um die Lösung derselben Fragen bemühen, stärkt die Veränderungsbereitschaft. Eine passende Lösung für die Gemeinschaft finden, notfalls Fortschritte in Subgruppen ermöglichen, offen bleiben für die anderen – das schafft mehr Zukunftsvertrauen als hartnäckiges Klammern am Altvertrauten.

Österreich ist dabei, sich in diesem Prozeß offensiv zu positionieren und ihn bestmöglich zu seinem Vorteil zu nutzen. Die Schweiz geht dieses Thema bedeutend bedächtiger an. Aber sie kann dabei durchaus anknüpfen an eine eigenständige Tradition. So rief etwa die Schweizer Außenministerin Micheline Calmy-Rey im Frühjahr 2004 die historische Erfahrung der Schweiz des Jahres 1848 in Erinnerung, wonach »Souveränitätsverzicht auch Souveränitätsgewinn bedeuten kann«. Und der Historiker Alfred Kölz meint in seiner soeben erschienenen Neueren schweizerischen Verfassungsgeschichte: »Die Schweizerische Verfassungsgeschichte kann durchaus Anschauungsmaterial für eine künftige Verfassung der Europäischen Union liefern«.

Gewiß, der Nachbar Österreich hat niemandem Ratschläge zu erteilen. Aber die österreichischen Erfahrungen der letzten Jahrzehnte könnten durchaus Anschauungs-

material dafür bieten, wie sich das Friedens – und Wohlstandsprojekt der Europäischen Union im Einklang mit der Eigenart jedes seiner Mitglieder entfalten kann. Mit Selbstvertrauen, Augenmaß und Zuversicht wird auch die Schweiz ihr europäisches Potential entsprechend wahrnehmen und in die Gestaltung des Europa von morgen noch aktiver und umfassender einbringen. Denn:

- Die Schweiz hat eine lange Tradition und reichhaltige Erfahrung im praktischen Umgang mit Vielfalt anzubieten. Modern ausgedrückt, ist »*management of diversity*« eine glaubwürdige Kernkompetenz der Schweiz.
- Der Schweizer Beitrag auf der Großbaustelle »Europa morgen« ist gefragt.
- Die Eidgenossen sollten daher ihren Mut zum Mitmachen mobilisieren.

Vielleicht nicht heute, möglicherweise auch noch nicht morgen.

Aber möglichst noch vor übermorgen, wenn die Zeit dafür reif ist nach ihrem eigenen Urteil.

*(Die Autorin hat diesen Beitrag vor ihrer Bestellung zur Außenministerin verfaßt!)*